

zu durchqueren. Die Karawane braucht 11 Tage. Wir selber legen den Weg in drei Stunden zurück.

Miß Horhan aus Newyork, die den Ausflug angeregt, mich als Pilot eingeladen hat, will das ganze riesige Bildgebiet umfliegen, und so biegen wir weit auf, kommen von Nordwesten auf die Steppe zu. Unendlich weit dehnt sich die Grasfläche aus, das wellige Gelände ist bis zum Gargja-Salzsee mit Schimkakazien, Dornbüschen und Gras bedeckt.

Kleine Herden von Giraffen äßen an den Baumkronen, fliehen entsetzt vor dem Tosen des Motors. Wir überfliegen den tiefblauen See. Ohne Baum und Strauch breitet sich nun ein gigantischer Flugplatz aus, 100 km lang, 60 breit.

Der Apparat bleibt dicht über dem Boden, nur 20, 30 Meter hoch. Unten mögen die Saline wie ein Meer, die ganze Steppe ist von weißen, gelben und roten, von violetten und blauen Sternen übersät. Vor dem seltsamen Vogel flüchtigen Zebras und Herden von Antilopen, Gazellen und sich überstürzende Wildbeestes, Kuhantilopen von hübsch artigem Aussehen. Wilde Angit treibt die vielen hundert Tiere mit gesenktem Kopf und steil aufgerichteter Schwanz in der Flugrichtung dahin. Graubraune, glänzende Hörner aufgesetzt, Rudel grauer Wildschweine, Strauße, die durchaus nicht den Kopf in den Sand stecken, sondern weitausholend und wiegend dahintragen. Da tauchen drei Spinnen auf. Und die allein machen das Rennen nicht mit. Sie schauen empor, ducken sich. Warten auf das Was, das dieser Niesenvogel liegen lassen wird. Eine Stunde lang rollt nun schon das herrliche Schauspiel ab. Immer neue Tiere, immer mächtigere Rudel erscheinen. Ungeheure Massen von Wild haben sich in diesen Steppen erhalten.

Miß Horhan hinter mir filmt und fotografiert und gittert vor Entzücken. Und dann packt sie mich plötzlich an der Schulter und schreit ins Bordtelefon: „Zwei Löwen ... zwei.“ Ich reiße die Steuerung herum, schaue zur Seite. Unten tauchen zwei Tiere aus dem Gras, langsam trollen zwei Löwen hervor.

Eine Kurre, und wir sind gefährlich tief über ihnen. Der eine hebt den Kopf, eine lange Mahne flattert im Winde, der Rücken ist weit offen. Der andere kauert sich nieder, beide sind sie kampfbereit, blicken nach dem schimmernden Flugzeug empor.

Ringsum flüchten noch immer wilde Gazellen, Herden von Antilopen, nun drei Giraffen. Die Angst vor dem Flugzeug läßt sie die Nähe Simbas vergessen, der allein ruhig bleibt. Unumfänglicher Herrscher dieser Wildbahnen, dieser menschenleeren Ebenen, fürchtet er auch das Donnern des Motors nicht. Wir kreisen lange über den Löwen, und der Eindruck von majestätischer Kraft bleibt unvergänglich.

Als wir den Campplatz erreichen, zieht eben ein Gewitter auf, dunkle Wolkenbänke kriechen den Horizont empor.

Nacht in Summigkeit fällt, auf die klatschende schwerer Regen fällt. Ein unfagbar schöner Morgen, in allen Farben glühend die Steppe, duftend das Azurblau der Luft, in dem die Zelte liegen. Von dem schwarzen Felsen aus, der das Lager deckt, kann man die Spiele der Gazellen sehen, Herden von Zebras. Abgelenkt von dem Rudel kämpfen zwei Kongo-Männchen mit starkem Gehörn, zitternd sieht ein Weibchen zu. Wunde Vögel flattern um den Felsen, und wenn die Dämmerung einfällt, rauscht das Zirpen von Millionen Insekten auf.

In den Nächten spielen sich ganz in der Nähe blutige Dramen ab. Löwen reißen ihre Opfer aus den Herden, das Brüllen Simbas tönt auf, und Hyänen kommen bis ins Lager. Hochauflodernde Feuer brennen ringsum, trotzdem aber fehlen am nächsten Morgen die zum Trocknen aufgehängten Wildhäute.

Mit den Autos war ein White-Hunter vorausgeschickt, ein Berufsjäger und Fährtenfänger. Er hat sich auf die Jagd begeben, hinter zwei Leoparden her. Am Abend des gleichen Tages bringen drei Nakhoma-Bögen ihn ins Lager. Ganz unvermittelt hat ihn die eine Katze angegriffen, ihm die Krallen tief ins Fleisch geschlagen. Schulter und Brust zerlegt. Der Jäger bearbeitete den Leoparden mit dem Gemetzelkolben, bis das Tier erschreckt flüchtete. Die Verwundungen schienen nicht sonderlich schwer. Am nächsten Morgen aber treten hohes Fieber und unerträgliche Schmerzen ein.

Und nun zeigt sich, daß die Jagd im Flugzeug mehr ist als die Raune einer reichen Frau: Acht Tage Transport wurden das Leben hielten. So flarte ich das Flugzeug und bringe den Jäger nach Nairobi ins Spital. Ein Flug durch Regenböden, mit aller Kraft muß der Kranke sich aufrecht erhalten. Schmerzen und Fieber und das Schlimmste des Apparates im



Kapitän Christensen, der Führer des Do X.

Tropensturm, im Seitenwind. Trotzdem: Wir kommen rechtzeitig nach Nairobi. Noch sind die Fäulnisstoffe der Krallen nicht zu tief ins Blut gedrungen.

Camp dann wieder, blutige rote afrikanische Abende, das leise Summen eines Negerliedes in der unendlichen Ruhe, dann plötzlich der Aufschrei eines niedrigeren Tieres. Und immer wieder Flüge, ganz niedrig über den fliehenden Herden. Jagd mit der Kamera. Die Serengeti-Steppe beherbergt nach englischen Schätzungen weit über 300 000 Tiere. Wir sehen sie fast alle auf den Rundflügen. Ungeheure Massen, ein großartiges Schauspiel in einer fast unberührten Natur. Und immer wieder das Brüllen Simbas, erlöschende Schreie, dann das lauge nachhallende Klaffen und Rurren und klagende Heulen der Schakale und Hyänen. Diese Bestien zwingen uns auch, zwölf Tage lang das Fliegen einzustellen. In einer einzigen Nacht war vergessen worden, die Gummiräder des Aeroplans mit dichtem Dornenstrauch zu umgeben. Und am Morgen sind sie zertrümmert, durch ein paar Hyänen unbrauchbar gemacht, die alles zermalmen, was ihnen zwischen die Zähne kommt, Knochen, Holz, Gummi. Ein Auto muß nach Nairobi fahren, denn gerade Reifen haben wir nicht mit. Es folgt ein Kampf mit Schlammstraßen und Wasser und Sand.

Überall im schwarzen Erdteil beginnt das Donnern der Motoren das Gebrüll der Wildnis zu überhören. Teilweise aber sind die Wege noch so, wie sie vor 100 Jahren waren. Langsam bringen die Asphaltstraßen vor, langsam erschließen sie die Wilderferate, in ein paar Jahren werden sie auch die Serengeti-Steppe aus ihrer Ruhe reißen.

Wir fliegen gegen den Kenia, den Kilimandscharo dann, die gewaltigen Bergriesen Afrikas, die fünf- und sechsechthalbtausend Meter hoch ihre beschnittenen Gipfel in die glasklare Luft recken. Von da oben sieht man es deutlich, wie die Eisfahnenanlagen und Kaffeeplantagen immer weiter vordringen, wie die gelben Strohfelder der Kikuyu-Siedlungen immer mehr unter dem Laub der Bananenheide verschwinden.

Langsam wird auch die afrikanische Wildnis verdrängt. Langsam stirbt die alte Romantik dieses Erdteils, und eine neue entsteht: Man jagt Löwen im Flugzeug ...

Seltene mongolische Gestalten

Der Pahlama und der Sündenreifer.

Vier Jahre lang durchreiste Roland Straffer die Mongolei und Tibet. Sein Weg führte über tausende von Meilen, durch das kalte Tibet mit seinen schauerhaften Winternächten und durch die öden Wüsten der Mongolei. Dabei konnten einzigartige Erlebnisse und seltene Begegnungen nicht ausbleiben. Nur einige wenige sollen hier herausgegriffen werden.

Am Eingang eines Passes in Tibet traf die Expedition Straffers einen Lama, der betete. Der Forscher traute seinen Augen kaum, als er mitten im kaltesten Winter diesen Lama auf hart gefrorenem Boden unbeweglich sitzen sah — in völliger Nacht. Nur um die Lenden hatte er sein Gewand gelegt, das völlig steif zusammengefroren war. Sein breites Gesicht glüht mit seinen geschlossenen Augen einer Goldmaske. Aus tiefer Brust sang dieser Lama aber unbekümmert um seine Umgebung seine religiösen Lieder in die schneebedeckte Gegend hinein.

Wie um ein Wunder scharten sich die Tibetaner um diesen Lama und baten ihn, er möge ihre Reise, vornehmlich die Begegnung des Vergessenen, segnen. Der Lama betete und suchte dann vom Lagerfeuer der Expedition Menschenlumpchen heraus, die er mit den Fingern der einen Hand zertrieb, während er durch die Finger der anderen Hand seinen Rosenkranz gleiten ließ. Er zerdrückte einige Menschenlumpchen, blies dann mit vollen Backen die Asche nach allen vier Windrichtungen und verkündete hierauf, daß die Reise einen glücklichen Verlauf nehmen werde. Seine Voraussage erfüllte sich auch in der Tat, denn der Paß wurde ohne Schwierigkeiten genommen, worauf die Tibetaner frohlockten: „Die guten Götter haben gewonnen“, womit sie gleichzeitig sagten wollten, daß die bösen Vergessenen in die Flucht geschlagen wurden.

Unter den merkwürdigen Gestalten, denen A. Straffer sonst noch begegnete, befand sich wiederum ein völlig splittirnachter Mann, der sich vom Scheitel bis zu den Zehen vollständig mit Kalk beschmiert hatte. Sobald sich ihm jemand näherte, knurrte und brumpte er wie ein beutegieriges Tier. Dann sagte er den Leuten, daß er ein „Sündenreifer“ wäre und drohte ihnen mit den schrecklichsten Strafen, namentlich mit der Aufbahrung seiner eigenen Sünden auf die Umstehenden. Die Tibetaner entgingen den Drohungen dadurch, daß sie sich durch ein Lösegeld von dem „Sündenreifer“ loskauften. Es gibt noch sonderbare Heilige und Sünder auf der Welt!

Am Auszug

Der größte Unterwassertunnel der Welt.

Mit den kürzlich begonnenen Bohrungen zu dem untermeerischen Tunnel, der unter den sogenannten „Narrows“ hinwegführt die vor dem Hafen von New York liegenden Inseln Long Island (insbesondere Brooklyn) und Staten Island verbinden soll, ist ein Werk in Angriff genommen, von dem die Amerikaner diesmal mit Recht behaupten können, daß es das größte seiner Art sein wird. Die Maße des unter dem Hudson hinwegführenden Hollandtunnels werden in der Tat bedeutend überboten werden. So soll der Durchmesser der Tunnelröhre mit 10,60 Metern um mehr als ein halbes Meter größer sein. Die Länge des eigentlichen Tunnels wird 1500, einschließlich der Zufahrten 3500 Meter lang werden. Die entsprechenden Zahlen beim Hollandtunnel betragen 1000 und 2400 Meter. Der Vorranschlag für die Baukosten beläuft sich auf 300 Millionen Mark, wird voraussichtlich aber erhöht werden müssen. Die größten Schwierigkeiten für die Ingenieure bietet das Problem der ausreichenden Ventilationsanlagen, durch die dem dreifig Meter unter dem Meeresgrund liegenden Tunnel die nötige frische Luft zugeführt wird, insbesondere die Auspuffgase der zahlreichen Kraftwagen, die das neue Verkehrsnetz am meisten benutzen dürften, abgefaugt werden. Viereinhalb Millionen Kubikmeter frische Luft sind jede Minute durch die Ventilationsanlage in den Tunnel zu pressen, wenn die Benutzung ohne Gefahr möglich sein soll. Die Vervollendung des gewaltigen Werkes dürfte vier Jahre in Anspruch nehmen.

Bei den Urbewohnern Alaskas.

Der Anthropologe Dr. Alex. Hrdlicka ist kürzlich von einer Expedition in das Innere Alaskas zurückgekehrt, wo er sich vornehmlich mit der Untersuchung der dort anässigen Eskimos beschäftigt hat. Der bisher mit Weißen noch wenig in Berührung gekommene Stamm wurde wissenschaftlich noch nicht erforscht. Es handelt sich hier, wie der Gelehrte angibt, um den alten, echten Eskimotyp, von der gleichen Rasse, wie die indianischen Urbewohner Nordamerikas. Zahlreiche vergleichende Messungen an Leibern wie auch an ausgegrabenen Skeletten ergaben, daß die Körpergröße bei dem Stamm, der etwa 8 000 Köpfe zählt, Jahrhunderte hindurch gleich geblieben ist. Auffallend erscheint das Fehlen der breit ausladenden stehenden Beckenknochen, wie sie allen übrigen Eskimos eigentümlich sind. Der erwähnte Stamm lebt außerordentlich primitiv, ist mit seinem Leben aber ganz zufrieden, denn Dr. Hrdlicka erzielte er als ein glückliches Volk, dessen jüngere Mitglieder, Männer wie Mädchen, auch nach europäischen Anschauungen keineswegs häßlich sind. Leider muß mit einem Aussterben gerechnet werden, da die Tuberkulose stark verbreitet ist.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: C. Sank, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Dr. 5

Mittwoch, 4. Februar

1931

Vorbierzeit

Die wunderbare Heilung eines Bergmannes.

— Gut gegen schlechte Hautfarbe, Podagra und Milben.

Von Alois Brunner.

Seit ein paar Wochen winkt er von den Plakaten hinter den Fensterläden der Wirtschaften. Hundertelei Formen weist er auf. Einmal erscheint er in Gesellschaft einer lebenslustigen Kellnerin, ein andermal Mal in Gambirni-Geloge, ein drittes Mal wieder steht er den Griesgram über den Haufen. Und doch ist er im Grunde immer der gleiche, der uns allen vertraute Bock, die Verkörperung des besonders schwer eingebrachten Bieres, das von ihm den Namen trägt.

So wird auch jetzt wieder, trotz erneuter Biersteuererhöhung, jeder gern diesen besonderen Gertenstast trinken, selbst wenn er nicht ein so wunderbares Erlebnis hatte wie jener Kohlenbergarbeiter aus der schottischen Galschaft Clackmannan, von dem uns eine zeitgenössische Chronik berichtet.

Hunter, so hieß der arme Kerl, litt seit zwei Jahrzehnten an hartnäckiger Gicht, die ihn des Gebrauchs der Beine beraubte, ihn an die Stube fesselte und von der Milderkeit seiner ehemaligen Kameraden abhängig machte. In der Neujahrsnacht 1758 glaubten nun ein paar Bergarbeiter, dem armen Kerl, der sonst nichts vom Leben hatte, eine Freude bereiten zu müssen, luden sich bei ihm ein und brachten außer einem gehörigen Feischmaus auch einige Karren Stroh mit. Trinken, Braten, und vergißt seinen Kummer! Hunter war natürlich ein wenig melancholisch und mußte sich zuerst nicht recht in die fröhliche Stimmung der Tagelrunde hinein zu finden. Doch als er den ersten Schluck genommen hatte, schmeckte es ihm so, daß er rasch den zweiten und dritten tat, und zum Schluß ging er allen anderen mit einem Kaufsch voran und schlief selig ein. „Daß ihr liegen!“ meinte einer der Jecher zum anderen. „So vergißt er wenigstens für Stunden sein Elend.“

Doch als sie sich am Neujahrmorgen erkundigen wollten, wie ihr laimer Freund den Kaufsch überstanden hätte, rissen sie die Augen weit auf. Stand da Hunter kreuzfidel in der Stube und schlenkerte mit den Beinen, als hätte er nie in seinem Leben etwas von Gicht gehört. Ein paar Tage später nahm Hunter seine Arbeit im Bergwerk wieder auf, und begreiflicherweise war das Strohbeer bis an sein Lebensende sein Lieblingsgetränk.

Es bedurfte aber nicht erst eines derartig ekelhaften Beispiels, um unsere Vorväter von der Heilkraft des Bieres, von seiner allgemein wohltuenden Einwirkung auf den menschlichen Körper zu überzeugen. Gutten bezeugen die Sagen, deren Heimat sich damals nicht auf das Gebiet des heutigen Freistaates beschränkte, als die größten Biertrinker im heiligen Römischen Reich deutscher Nation und sagt wörtlich: Die Sagen sind die einzigen unter den Deutschen, welche sie krank find.

Wenn man den Worten eines anonymen Verfassers aus dem 17. Jahrhundert Glauben schenken will, so hat er folgende Eigenschaften des Bieres festgelegt: „Es macht eine zarte, glatte Haut und vertreibt auch die Schuppen des Angesichts. Das Saft damit gemischt, macht solche Wunden und vertreibt die Milben darin. Auch verbindet es, so sich jemand gebrannt hat, daß die Blattern aufzubrechen. Zuletzt gibt ein gutes, altes Bier nicht allein dem Leib Nahrung, sondern stärkt auch den Magen, macht eine leb-

hafte gute Farbe, starke Glieder und verhütet das Podagra und den Gries.“

Am eifrigsten von allen wissenschaftlichen Verechnern des Bieres widmete sich der gute Heinrich Krauß aus Erfurt der Beantwortung der Frage, warum und inwiefern der Gertenstast ein nützliches Getränk sei, und der Titel seines bekannten fünfbändigen Werkes, das 1575 erschien, klingt allein schon wie das Hohe Lied des Bieres: „Von der göttlichen und edlen Gabe der philosophischen, hochhehren und wunderbaren Kunst, Bier zu brauen.“

Weniger bekannt ist die Arbeit, die sich der schottische Naturwissenschaftler John Johnston (1603–1675) machte, um die heilsame Wirkung des Bieres im allgemeinen und der verschiedenen Sorten im besonderen zu erproben. Er war dazu der geeignetste Mann, hatte er doch erst in Beuthen und Thorn, dann in Oxford und Cambridge, Frankfurt, Leipzig und Leiden studiert, in Städten also, die sämtlich für ihr gutes Bier bekannt waren. Außerdem muß er regelrechte Bierreisen bis nach Dänemark und Pommern gemacht haben, denn er führt in seiner „Idea universae medicinae“ nicht weniger als zwanzig Bierarten auf, die er sämtlich eingehend an Ort und Stelle gepriift hat, vom Bänischen über das Einbecker und Erfurter zum Brabanter und kölnischen. Von einem sagt er, es gäbe eine gute Hautfarbe, vom anderen meint er, es sei besonders gesund, ein drittes wieder treibt seiner Aussage nach den Harn in die Galle, aber vor allem das Doppelte — also ein Vorläufer und Beweismittel unseres heutigen Vorbieres — sei „omnium laudabilissimum!“ Auf Deutsch gesagt: Ein besseres Getränk gibt es nicht.

Das durch eigene Erfahrung erneut festgestellten, ist uns ja jetzt Gelegenheit geboten. Die Vorbierquellen fließen, und Vorbierseile loden. Die Reichsregierung hat zwar einmal gesagt, es sei nicht recht die Zeit, Feste zu feiern. Doch sie dachte dabei nur an die wirklich ungeliebten Feiern, die zum Luxus ausgeartet waren, weil teure und ausländische Weine auf den Tisch kamen.

Vorbiertrinken ist kein Luxus. Einen Genuß, einen Sorgenbrecher braucht jeder Mensch — in unserer Zeit mehr denn je. Es gibt eine Reihe der „Tränke der Labe“, doch keiner verbindet mit dem Genuß in gleichem Maße die Möglichkeit. Das wird derjenige zu bestätigen müssen, der erfahren hat, daß er nach einem abendlichen Glas Vorbier am nächsten Tage des Lazalios nicht mehr bedarf.

Der Sternenhimmel im Februar

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Im Berichtsmonat — zu Beginn um 11, Mitte um 10, Ende um 9 Uhr — ist das Himmelsbild im wesentlichen das gleiche wie im Vormonat. Es verschwinden keine auffallenden Sterngruppen, und es kommen auch keine markanten neu über den Horizont empor. Nur der Löwe mit dem gelblichen Regulus steigt an diesem Teile des Himmels etwas höher, und unter ihm werden einige Sterne der Jungfrau sichtbar. Das Hauptinteresse des Beobachters richtet sich noch immer auf die prächtigen Winterbilder am Südwesthimmel. Als unterster der vielen auffallenden Lichtpunkte strahlt hier Sirius im Großen Hund. Dieser hellste aller Fixsterne hat einen dunklen Begleiter, der in seiner Lichtstärke um 10 Größenklassen unter ihm steht. Seine Entdeckung war eine Erobtat der Astro-

nomie, die sich der Berechnung des Neptuns aus den Störungen der Uranusbewegung würdig anreicht. Der Deutsche Bessel stellte nämlich im Jahre 1844 sein Vorhandensein fest, ohne ihn sehen zu können, und leitete seine Bahnelemente aus den Veränderlichkeiten der Eigenbewegung des Sirius ab. 1862 fand dann Clark in Cambridge (Mass.) tatsächlich den dunklen Begleiter als ein sehr lichtschwaches Sternchen in großer Nähe des Hauptsterns. Dreißig Jahre später gelang es, auch Procyon, der gegenwärtig als nächster heller Stern über dem Sirius glänzt, als Doppelstern zu ermitteln. Sein Begleiter ist nur 13. Größe, und seine Masse beträgt ein Fünftel von der des Hauptsterns. Oberhalb von Procyon erblickt man Castor und Pollux in den Zwillingen, weiter westlich die helle Capella im Fuhrmann, unter ihr den rötlich funkelnden Aldebaran im Stier. An ihn schließt sich die vierköpfige Gruppe der Hyaden an, umweit deren man in den Pleiaden einen noch bekannteren dieser Sternhaufen erkennen kann. Genau im Südwesten in halber Himmelsöhe glänzt Orion, der himmlische Jäger. Beteiguse (links oben), Bellatrix (rechts oben) und Rigel (rechts unten) sollen die Umrisse der Gestalt andeuten, deren Gürtel von den drei in einer Linie befindlichen Sternen des Jakobsstabes gebildet wird. Bei dem mittleren der anderen drei, senkrecht zu diesen stehenden Sternen findet man schon im Opernglas den bekannten Orionnebel. Die Nordhälfte des Himmels ist an auffallenden Lichtpunkten ziemlich arm, da Boga in der Leier und Deneb im Schwan in den Dünsten des Horizontes für unsere Breiten unsichtbar bleiben. Nur Arctur im Bootes funktelt einmal im Nordosten. Den übrigen Raum dieser Himmelsebene erfüllen die bekannten Bilder Großer Bär, Kleiner Bär, Drache und Cepheus. Im Nordwesten erblickt man das W der Cassiopeia und den Bogen des Perseus, sowie unterhalb von ihnen die Sternreihen der Andromeda und des Widlers. Gültig zu beobachtende Lichtminima des Alqolsterns im Perseus treten am 14. um 23 Uhr 15 Min. und am 17. um 20 Uhr ein.

Von den Planeten ist Merkur nur noch an den beiden ersten Monatsstagen am Morgenhimmel zu finden, für den Rest des Monats bleibt er unsichtbar. Venus, als alles überstrahlender Morgenstern, sinkt in ihrer Sichtbarkeitsdauer von 2½ auf 1½ Stunden. Zur Monatsmitte bietet sie ein schönes Bild zusammen mit der abnehmenden Mondichel und Saturn, den sie am 25. in einem Abstand von drei Vollmondbreiten überholt. Die Sichtbarkeit des letzteren wächst gegen Monatsende auf ¼ Stunden. Den Nachthimmel beherrschen noch wie vor Jupiter und Mars in den Widlern Zwillingen und Krebs, doch beider Helligkeit sinkt ziemlich rasch um etwa je eine halbe Größenklasse. Auch Neptun kann im Löwen während der ganzen Nacht aufgesucht werden, Uranus nur in den Abendstunden im Bilde der Fische. Am 20. tritt der kleine Planet Pallas in Opposition. Er ist dann 6,6. Größe und mit kleinen optischen Hilfsmitteln an der Nordgrenze der Wasserschlange zu finden. In der gleichen Gegend (rechts unterhalb) steht auch der kleine Planet Eros, über dessen Erdnähe im Bericht des Vormonats gesprochen wurde.

Die Sonne tritt am 19. aus dem Zeichen des Wassermanns in das der Fische. Die Tageslänge steigt von 9 Stunden am 1. auf 10½ Stunden am 28. Die Hauptphasen des Mondes fallen auf folgende Daten: Vollmond am 2. 1 Uhr 30 Minuten, Letztes Viertel am 9. um 17 Uhr 15 Minuten, Neumond am 17. um 14 Uhr 15 Minuten, Erstes Viertel am 25. um 17 Uhr 45 Minuten.

—

Liegerschickal im hohen Norden

In der Wildnis verloren. — Die letzte Patrone. — Seen und Flüsse die einzigen Landungsmöglichkeiten.

Von Eberhard Göttschen.

Für die Erschließung keines anderen Landes des Welt ist das modernste Verkehrsmittel, das Flugzeug, von solch entscheidender Bedeutung geworden wie für die des nördlichen Kanada. Die ungeheuren Entfernungen, die früher in wochenlanger, beschwerlicher Bootfahrt oder im nicht weniger unbequemen Hundeschlitten zurückgelegt werden mußten, bewältigt der Flieger heute in wenigen Stunden. Vor allem seit sich herausgestellt hat, daß die Suche nach Gold, Silber und Kupfer durch Lichtbildaufnahmen aus dem Flugzeug ganz ungemein erleichtert wird, hat die Zahl der hierfür eingesetzten Maschinen einen geradezu fürstlichen Aufschwung genommen.

Es ist erstaunlich, daß trotz des regen Luftverkehrs und der meistens mehr als schwierigen Flugbedingungen sich eigentlich wenig Unfälle mit tragischem Ausgang ereignen. Und doch kann es in Nordkanada leicht geschehen, daß ein mutiger Flieger sein Ziel nicht erreicht oder nicht wieder heimkehrt! Zwar im Sommer geht es noch an; da bilden die ungezählten Seen und Flüsse des Landes sichere Gelegenheit zum Niedergehen, und die Orientierung ist bei meist heiterem Himmel leicht. Aber im Winter, wenn Nebel das Land bedeckt, eilige Stürme vom hohen Norden wehen, die weiße Schneedecke den Boden verhüllt, im Winter verhält sich die Sache ganz anders. Und doch ruht der Flugverkehr auch dann nicht.

Dieser Wagemut fordert natürlich seine Opfer. In aller Erinnerung dürfte noch das Schicksal von Giffons sein, der mit Wilkins über den Pol geflogen war und als einer der erfahrensten Flieger in der Arktis galt. Als er einem im Eise festliegenden Schiffe Hilfe bringen wollte, kaufte seine Maschine in unsichigem Wetter gegen den Boden, und Giffons fand mit seinem Begleiter den Tod. Erst nach Wochen eifriger Suche wurden ihre Leichen gefunden.

So tragisch Giffons' Los uns scheint, es ist noch beneidenswert gegen das anderer Flieger, die aus irgend einem Grunde zu einer Notlandung in der Schneewüste fern jeder menschlichen Siedlung gezwungen werden. Hierher gehört der Fall des Hauptmanns Burke, eines tüchtigen Fliegers, der mit zwei Begleitern von Alin (Britisch-Kolumbien) nach Fort Liard geflogen war. Das Unternehmen über die nur 800 Kilometer lange Strecke bietet unter gewöhnlichen Umständen nicht die geringste Schwierigkeit, zumal Fort Liard unter dem 60. Breitengrad, also keineswegs hoch im Norden, liegt. Man kam denn auch glücklich ans Ziel, auf dem Rückfluge mußte die Maschine indes wegen eines plötzlich eintreffenden Schneesturmes auf einem kleinen Flußlauf niedergehen. Dabei wurde ein Schwimmer beschädigt; man konnte nicht aufsteigen. Tagelang warteten die Drei auf Entsch, dann als die Lebensmittel knapp wurden, entschloß man sich, den Heimweg zu Fuß zu versuchen.

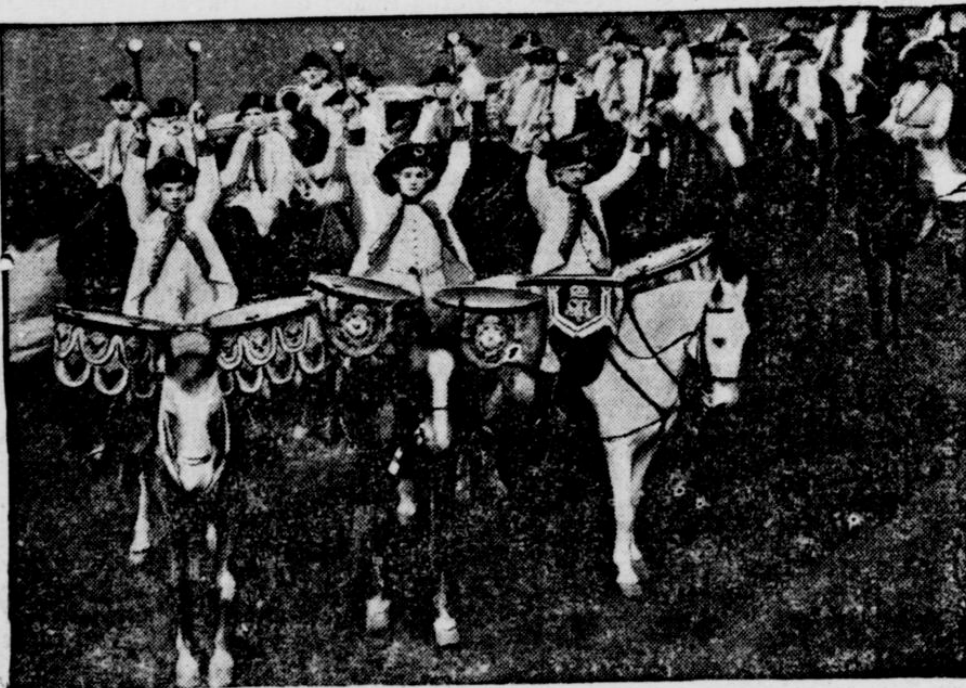
Es war ein aussichtsloses Unterfangen. Wild war knapp, 23 Tage hindurch lebten die drei Verunglückten von vier Eichhörnchen und einer Wildente. Sie kamen so von Kräften, daß sie am Tage nur noch fünf Kilometer zurücklegten. Schließlich vermochte der Führer Burke überhaupt nicht mehr zu gehen; man schlug ein Lager auf und wartete, allerdings ohne allzu große Hoffnung, daß man dort entdeckt werden würde. Die in der Wildnis Verlorenen hätten hier wohl schnell ein trauriges Ende gefunden — denn auch Burkes Begleiter waren zu sehr geschwächt, als daß sie noch hätten auf Jagd gehen können —, wäre nicht eines Tages ein Karibu dem Lager so nahe gekommen, daß man es mit einem glücklichen Schuß erlegen konnte. Für Burke war es indessen schon zu spät; er starb zwei Tage später infolge Erschöpfung und Kälte.

Inzwischen war die Suche nach den Verschollenen längst eingeleitet. Wochenlang suchten Flieger die Gegend ab, zwei von ihnen kehrten selbst nicht wieder. Ein anderes Flugzeug wurde von den beiden Ueberlebenden im Lager zwar mehrfach gesichtet, ohne daß sie sich jedoch hätten bemerkbar machen können. Endlich sah ein Flieger eine aus der verschneiten Landschaft aufsteigende dünne Rauchsäule. Er landete auf einem 20 Kilometer davon entfernten See — in dem waldreichen oder außerordentlich ebenen Lande bieten diese die einzige Landungsmöglichkeit — und marschierte mit seinem Begleiter auf den Punkt zu. Sie wurden die Verschollenen gleichwohl nicht gefunden haben, hätte nicht endlich ein Schuß

Reiterbilder von einst beim Berliner Reitturnier

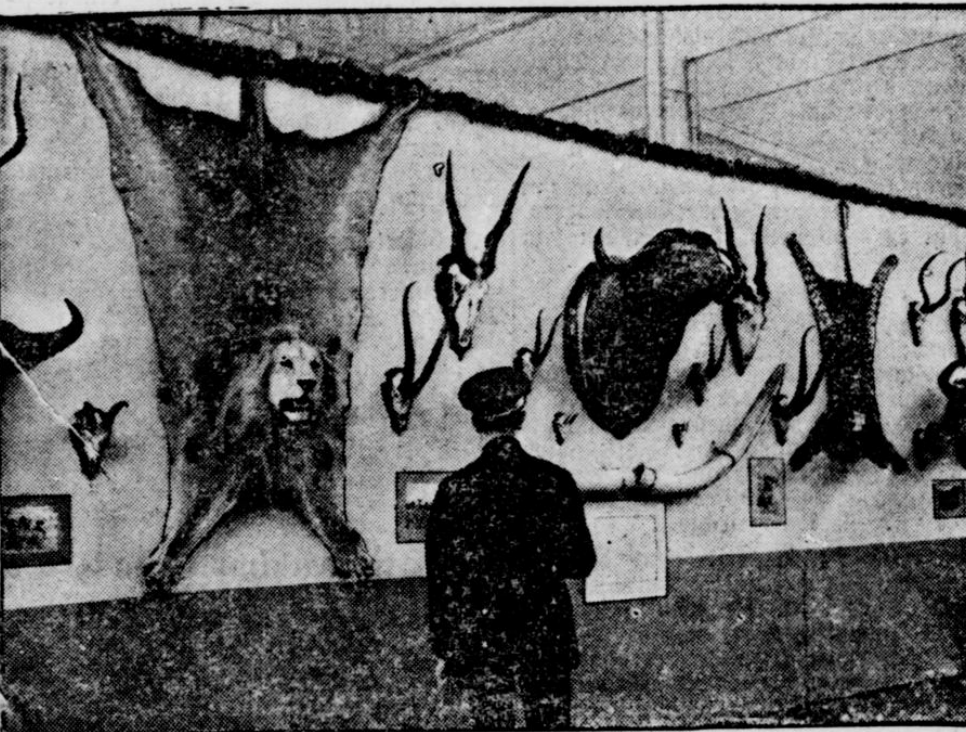


Aufmarsch der Zitherspieler.



Einzug der Siedlich-Kürassiere unter dem Klang der Kesselpauken.

Eine schöne Veranstaltung der Grünen Woche in Berlin bildete der Waffenaufmarsch der Reiter in historischen Uniformen, die sich dann zu einer farbenprächtigen Reiterquadrille vereinten.



Aus der Jagdausstellung, einer Sonderabteilung der Grünen Woche: Jagdtrophäen.

— es war die letzte Patrone — ihnen den Weg gewiesen.

Im letzten Winter war eine Goldsucherexpedition, geführt von einem gewissen McAlpine, bei Dean Point, nahe dem Polarkreis, zur Notlandung gezwungen. Die Teilnehmer hatten das Glück, bald auf Eskimos zu stoßen, und waren klug genug, deren Rat, welcher Weg zu nehmen und wie am besten Proviant — fast ausschließlich Fische — zu beschaffen sei, genau zu befolgen. Sie kamen so nach eini-

gen Wochen gesund und munter in Cambridge Bay an. Inzwischen hatte bereits eine umfassende Suche mittels Flugzeugen nach den Vermissten eingesetzt. Die Flugbedingungen waren demnach ungünstig. Man trug zwar eine Eisdecke — weshalb man die Schwimmer nicht gebrauchen konnte —, aber sie war nicht stark genug, die Last der mit Kufen versehenen Maschinen auszuhalten. Nebel und Dunst bedeckten häufig die Gegend. Man kam schließlich bis nach dem Vaherjee,

wo ein Standauger aufgeschlagen und von wo aus die weitere Suche betrieben wurde. Ständig befanden sich die Flieger in Gefahr. An den Schwimmern gefror das Wasser, und das dadurch übermäßig belastete Flugzeug ging zu Boden. Bei anderen mit Kufen ausgerüsteten zerbrachen diese, wenn sie auf dem harten Eis über Eis oder gar auf dem unter trügerischer Schneedecke liegenden, alles andere als ebenen Lande niedergingen. Eine Maschine warferte glücklich auf einem kleinen, von Wald umstandenen Teich, dessen geringe Ausdehnung ein Wiederaufsteigen fast unmöglich machte. Man mußte mehrere hundert Meter weit die Bäume niederlegen und eine breite Bahnschaffen. Dann glitt die Maschine über das Wasser, erhob sich und flog durch die ausgehauene Bahn und an deren Ende so dicht über den Wald hinweg, daß die Flieger „die Zweige der Bäume zählen konnten“.

Zweimal überflogen drei Maschinen die — inzwischen längst verlassen — beiden Flugzeuge McAlpines in geringer Höhe, ohne sie indessen ungeachtet des sichtigen Wetters zu bemerken. Aus der schneebedeckten Landschaft hoben sich so viele dunkle Punkte ab, daß es trotz angepannter Aufmerksamkeit nahezu unmöglich war, zu erkennen, was man im Einzelsalle vor sich hatte. Die Suche sollte schon als aussichtslos eingestellt werden, als durch Rundfunk die Nachricht kam, die Vermissten seien unter Führung von Eskimos glücklich in Cambridge Bay eingetroffen. Es blieb nur noch übrig, dorthin zu fliegen und die Geflüchten an Bord der Flugzeuge wieder in zivilisierte Gegenden zu bringen. Trotz aller Unkunft der Verhältnisse hatte McAlpines Unternehmen doch noch einen glücklichen Ausgang genommen.

Steinzeitmenschen in Südamerika

Eine Fahrt zu unbekannten Indianern. — Die Brautwerbung mit der Keule. — Auch hier „weiße Indianer“?

Von Hermann Petersen.

Von den großen Strömen ist heute wohl der Orinoko der einzige, dessen Quellgebiet man noch nicht genau kennt. Man weiß zwar, daß er auf dem Pie de Vesspe, an der Grenze zwischen Venezuela und Brasilien, entspringt, seine Quelle selbst hat aber noch kein Weißer gesehen. Auch eine von der amerikanischen Expedition ausgesandte, unter Führung von Herbert S. Richards stehende Expedition, der die Erreichung der Orinokoquellen als Aufgabe gestellt war, ist kürzlich, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, aus dem Innern wieder heimgekehrt. Immerhin hat sie die beschwerliche Reise nicht vergeblich unternommen, gelang es ihren Teilnehmern doch, als erste Weiße mit einem bisher so gut wie unbekannten Indianerstamm in nähere Berührung zu treten, den Guaharibos, die bisher jede Annäherung von Fremden mittels Pfeil und Bogen zurückwiesen.

Der niedrige Wasserstand hatte die Weiterfahrt auf dem Orinoko selbst unmöglich gemacht, und die Forscher waren mit ihrem Boot in einen kleinen, auf den Karten nicht verzeichneten Wasserlauf eingebogen, um ihn näher zu untersuchen, als man am Ufer ein Stückchen Geflecht aus Palmblättern bemerkte. Unzweifelhaft handelte es sich um Eingeborene, die nicht weit entfernt sein konnten, denn die Faseren waren noch frisch. Man forschte eifrig nach den Herstellern des Flechtwerks, jedoch erst am dritten Tage wurde plötzlich eine Schar saftangereicher, fast unbekleideter Indianer von kleiner, aber wohlgebauter Gestalt sichtbar, die ihre riesigen Bogen schwingend, aus dem Uferwald auftauchten.

Es dauerte lange, bis man das Mißtrauen der Wilden soweit überwinden hatte, daß sie eine Annäherung keine Hindernisse in den Weg legten. Schließlich aber entwickelte sich allmählich eine Art freundschaftlichen Verkehrs, der mit einem Tauschhandel begann und mit einem längeren Palaver endete. Die Verständigung war allerdings nicht leicht, doch unter Zuhilfenahme der Zeichensprache und einiger Worte des Marikurari-Dialekts, die Dickes unterwegs aufgeknappt hatte und die auch den Guaharibos geläufig waren, wurden die Schwierigkeiten überwunden.

Das Tauschgeschäft vollzog sich zu gegenseitiger Zufriedenheit. Willig gaben die Wilden ihre primitiven Knochen- und Bambusmesser, ihre rohen Steinbeile gegen stählerne Tascher- und Büchsenmesser her. Dagegen machten die Zoopedopfeifen, von denen sich Dickes eine besondere Wirkung versprochen hatte, nicht den geringsten Eindruck.

Allmählich begannen die Guaharibos dann auch zu erzählen, zunächst von den Guaiacas, den „weißen Männern“, ihren erbittertesten Feinden. Selbst, daß auch hier das Gerücht von weißen Indianern im Innern Südamerikas wieder auftauchte. Wie Dickes erfuhr, hatten seine neuen Freunde Jahr für Jahr unter den Ueberfällen eines mächtigen Stammes zu leiden, dessen Mitglieder, von heller Hautfarbe, bärtig, aber ebenso wenig bekleidet wie sie selbst, ihre Dörfer überfielen, mit schweren, polierten, dreieckigen Keulen die Männer erschlugen, Ernte und Frauen aber mit sich fortzulenpten. Ihre zahlenmäßige Unterlegenheit machte es den Guaharibos unmöglich, Vergeltung zu üben, und so wird es verständlich, daß sie von allen Fremden, selbst wissenschaftlichen Expeditionen, nichts wissen wollten.

Im übrigen ist es ein seltsames Volkchen. Wie bei den meisten südamerikanischen Indianerstämmen herrscht auch hier die Vielweiberei. In eigenartiger Weise wird dabei das junge Mädchen „an den Mann gebracht“. Der Vater eines Neugeborenen zieht mit ihm im ganzen Stamme umher, bis er jemand findet, der geneigt ist, seinen nicht viel älteren Sprößling als künftigen Gatten hinzugeben. Natürlich nicht umsonst, einige Bogen und Pfeile, einen oder zwei Körbe mit Früchten oder ähnliche Schätze muß der Bewerber schon draufgeben. Damit gilt die Ehe aber auch als geschlossen.

Es ist nur natürlich, daß später der junge Guaharibo mit der ihm zugeteilten Ehefrau nicht immer ganz zufrieden ist. Dann geht er seinerseits auf die Brautschau, um seinen Hausstand zu vervollständigen. Zu diesem Zweck besorgt er sich zunächst eine große, schwere Keule, die er dem Vater oder Gatten der von ihm erwählten Schönen überreicht. Ist dieser mit dem gebotenen Preise zufrieden, so haut er mit der Keule dem Bewerber gehörig eins über den Schädel, und die Sache geht in Ordnung. Die Maid oder junge Frau zieht mit dem Glücklichen ab; als erste Hausfrauendienst obliegt es ihr, ihm die — Keule auf dem Kopfe zu kühlen.

In großen, kegelförmigen Hütten leben die Guaharibos zusammen, jedes Dorf unter der Herrschaft eines Ältesten, des „Quiritichaua“, dessen Wort, außer in Eheangelegenheiten, für alle Gesetz ist. Er ordnet an, wer fischen oder jagen, wer den Acker bestellen oder die großen, fugebochartigen Brücken bauen soll. Daneben bekleidet der Quiritichaua noch die Ämter des Medizinmannes, Scharfrichters und Totengräbers.

Die Lebensbedingungen am Oberlauf des Orinoko sind nicht leicht, für Kranke, Alte und Schwächliche ist hier kein Platz. Jeder, der dem Stamm zur Last fällt, muß daher beseitigt werden. Wenn dieses Los trifft, bestimmt der Quiritichaua. Auf seinen Befehl führt man das zitternde Opfer in den Uferwald, bindet es auf ein flaches, mannshohes Gestell und schleift ihm dann einige vergiftete Pfeile in den Leib. In den Tropen verrotzt das Fleisch schnell, die zurückgebliebenen Knochen werden später mit Blättern umwickelt in die Erde vergraben.

Der Guaharibo macht sich das Leben durch seine unglaubliche Angst vor bösen Geistern schwer, vor allem den in Flüssen hausenden.

Freiwillig geht er daher nicht ins Wasser, kann deshalb auch weder schwimmen noch ein Boot bauen, und beim Fischen muß er sich nur an die flachen, natürlich weniger fischreichen Stellen aus dem gleichen Grunde werden die einsachen Brücken so hoch wie möglich über die Flüsse geführt, damit auch der größte böse Geist nicht von unten hinauf langen und den die Brücke Benutzenden am Fuße zu sich in die Tiefe ziehen kann.

Nicht viel weniger als die Dämonen fürchten die Guaharibos ihre südlichen Nachbarn, die schon erwähnten „weißen Männer“. Daß es sich bei diesen um wirklich weiße Indianer handeln soll, ist schwer anzunehmen; es würde der ganzen Anthropologie gewissermaßen ins Gesicht schlagen. Aber an dem Gerücht muß doch wohl etwas Wahres sein, sonst könnte es sich kaum mit solcher Hartnäckigkeit erhalten. Dickes vertritt die Ansicht, daß zur Konquistadorenzeit ein größerer Trupp Spanier ins obere Orinokogebiet vorgedrungen wurde und man in den weißen, bärtigen, nackten und wilden Guaiacas die Nachkommen jener zu sehen habe. Falls sich das Vorhandensein eines celibitigen Volkes in jener Gegend bestätigen sollte, hat diese Annahme des amerikanischen Forschers wohl noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Im Flugzeug auf die Löwenjagd

Bilder von einem modernen Jagdausflug in die Serengetisteppe.

Von Anton E. Zischka - Paris.

Vor zwanzig Jahren jagte man hier noch Löwen zu Pferde. Ein ganz aufregender Sport war das, eine Jagdpart, die mehr Tollkühnheit verlangte als irgend eine andere: Man hegte den Löwen solange, bis er sich ermüdet gegen den Verfolger wandte und aus Mut und Angst zum Angreifer wurde. Aus dem Sattel oder während des Sprungs vom Pferde mußte geschossen werden, in der Sekunde zwischen der Rollenänderung, in dem Augenblick, der das fliehende Raubtier zum Jäger machte, den Reiter zum Wild. Viele verloren bei dieser Jagd ihr Leben. Sie war fast ein Kampf von gleich zu gleich. Uebrigens nur in diesen Genden möglich, den unendlichen Steppen des Serengeti, den fast baumlosen, ebenen Graswüsten.

Heute ist Nairobi eine moderne, laute Stadt mit einem Aeroklub. Unser Doppeldecker also keine Sensation, unsere Wüsten, Löwen im Flugzeug zu jagen, nichts Außergewöhnliches. Wir wollen natürlich Löwen nicht vom Flugzeug aus schießen. Nicht mit so ungleichen Waffen kämpfen. Sondern die Tiere nur bis ins Innerste ihres Reviers verfolgen, sie umgehindert beobachten.

Autos, mit Zelten und Material und 80 schwarzen Boys beladen, sind 8 Tage vor uns abgefahren. Die werden sie zu dem 450 km langen Landweg zwischen Nairobi und dem Campplatz wohl gebrauchen, denn zermurchte Straßen sind zu befahren, Flüsse ohne Brücken

Vor dem Start des Do. X zum Ozeanflug



Das Riesenflugboot Do. X startend. Unten rechts: Pilot Schildhauer.